

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 21 (1917-1918)
Heft: 6

Artikel: Grenzbesetzung in der Ajoie [Schluss]
Autor: Schmidt, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grenzbesetzung in der Ajoie.

Von Hans Schmidt.

(Mit Federzeichnungen des Verfassers.)

(Schluß.)

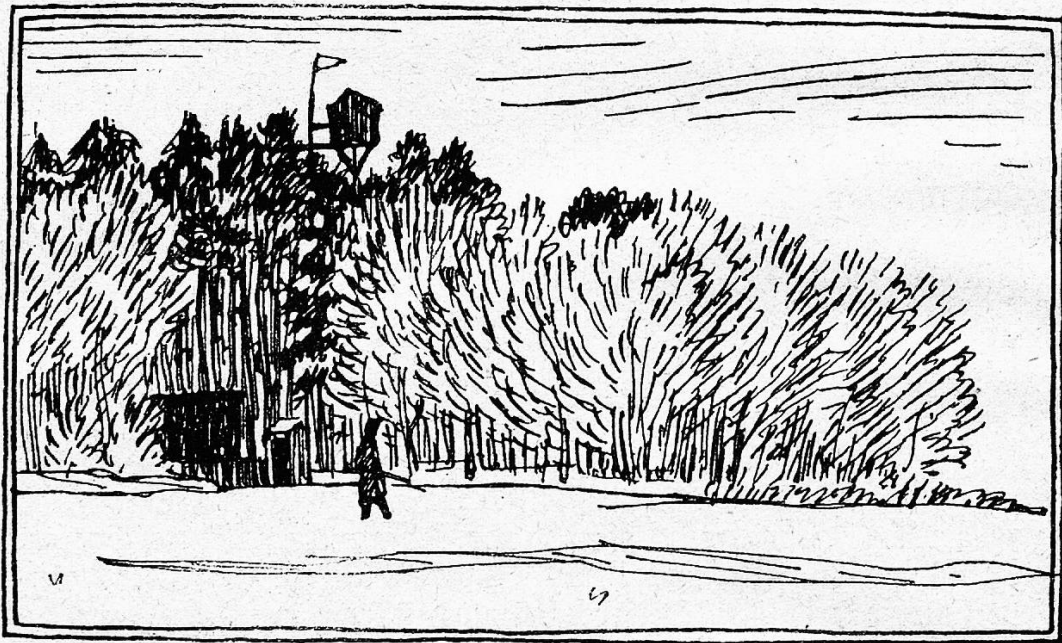
Am Morgen des 24. November wurde unser Zug auf Posten geschickt. Unser Leutnant mit dem Hauptteil des Zuges bezog den Offiziersposten an der Straße nach Pfettershausen, der Rest — zwei Korporäle, ein Gefreiter und sechs Füsilier, worunter ich selbst — bildete den Unteroffiziersposten auf dem Punkt 510. Es war ziemlich Schnee gefallen bei trüber kalter Winterluft. Schnaufend unter unsern vollgestopften Äffen und voller Erwartung auf den berühmten Posten marschierten wir auf die Höhe.

Die Grenze läuft da oben der Länge nach über eine schätzungsweise 700 Meter lange Strecke offenen Feldes. Ringsum schließen Waldränder an und im höchstgelegenen steckt unser Posten. Ich hatte gleich die Schildwache abzulösen und konnte so in Ruhe die Gegend betrachten, vor dem Wald auf und ab schreitend, der einige Schützenlöcher, einen granatensicheren Unterstand und einen in die Föhren eingebauten Ausguck barg. Etwa 40 Meter von mir zog der Drahtzaun mit den weißroten Fähnchen vorüber und verschwand rechts im hohen Buchenwald; dort hinaus ging zu unserm Nachbarposten am Zollhaus Pfettershausen. Gegenüber lagen etwas tiefer die französischen — ehemals deutschen — Waldränder, die einen guten Teil von der Aussicht auf den Kriegsschauplatz verdeckten, so namentlich die ganze Straße Réchésy-Pfettershausen bis auf ein kleines Stück, das beobachtet werden konnte. Hier und da erschienen einige Reiter oder Lastautos darauf. Weiße Hänge, mit dünnen Obstbäumen, im Nebel verschwindend, das war alles, was zu sehen war vom Krieg. Ein harter, mißmutiger Wintertag; zwischen einigen Büschen am Drahtzaun vorne steckte eine kleine Hütte, und mein Kollege, ein französischer Douanier, in blauer Pelerrine ging auf und ab. In den Wäldern drüben hörte man Pfähle einschlagen, dazwischen Pfeifen und Singen. Die Franzosen befestigten diesen die Ortschaft Réchésy deckenden Rücken. Ihre gegen zehn Meter tiefen Drahthindernisse schlossen gerade an unsere Grenze an und verschwanden dann im Walde. Eines spernte die Mitte des Feldes, ein zweites den Waldausgang rechts, in seltsam fächerförmiger Anlage. Gräben waren nicht zu entdecken, wahrscheinlich waren dies nur Annäherungshindernisse zu einer weiter hinten im Wald stehenden Batterie. Zwei dicke, in graues Winterzeug gehüllte Männer schlugen die Pfähle tiefer und spannten Drähte, schweigsam und ruhig — wie lange mußte der Krieg noch dauern, wie sehr hatte sich Alles schon daran gewöhnt: die Sachlichkeit dieser Arbeiter, die eben gruppenweise wie Fabrikler vorübertröteten, dem Mittagsmahle zu, sprach zu deutlich.

Unser Posten lag in der Waldecke, wo der Weg von Beurnevésin her ins Freie tritt, eine solide braune Hütte mit doppelten Bretterwänden, einem besondern Stüblein für den Offizier und dem Hauptraum mit den Britschen und Planken, mit einem Ofen und einem großen Tisch am Doppelfenster. Die Umgebung war liebevoll, wie gewohnt, mit Lauben und Tischen im Freien, mit einem Knüppelweg und einer imposanten Kanone aus Lannenzweigen ausgestattet. Auf dem Holzplatz wirtschaftete als „überzähliger“

der Architekt des Zuges und versorgte uns mit Holz. Neben dem Bretterhäuschen des Postens erhob sich der Beobachtungsturm, kunstvoll zwischen drei mächtigen Föhren eingebaut mit Leitern von Stockwerk zu Stockwerk und dem Beobachtungshäuschen zuoberst. Der Zutritt war nur dem Offizier und den drei Beobachtern, einem Korporal und zwei Füsilieren, erlaubt. Diese vier Leute waren von uns unabhängig und hausten schon mehrere Wochen da oben. Jeden Tag ging ein telephonischer Rapport an die Brigade ab mit den Beobachtungen über Beschießungen, Flieger, Truppenbewegungen und Befestigungsarbeiten.

Ein Hauptnachteil des Postenlebens ist die Forderung der ständigen Marschbereitschaft. Der Sack muß stets voll gepackt auf der Planke stehen, Patronentaschen und Schuhe dürfen auch des Nachts beim Schlafen nicht abgelegt werden. Allmählich wurden Erleichterungen gestattet, sodaß ein Teil



der Wache die Schuhe abziehen durfte. Wasser gab's auf dem Punkt 510 keines. Seit dem Einrücken hatte ich überhaupt nur mehr Wein getrunken, wenn ich hatte, wegen der Typhusgefahr. Jeden Morgen kam eine Verpflegungspatrouille, das sogenannte Kinderwägeli, von Beurnevésin herauf und brachte eine Kanne Wasser, ebenso Mittags und Abends das Essen in großen Kesseln. Nach dem Dunkelwerden wurde eine größere Hängelampe überm Tisch angezündet, ein Vorhang gezogen (damit das Licht nicht versehentlich beschossen würde) und der Koch machte auf dem Ofen einen heißen Tee. Dieser Tee war berühmt und wurde die ganze Nacht hindurch von den Schildwachen und den Verbindungspatrouillen der Nachbarposten in Anspruch genommen. Der Offiziersposten rechts schickte jeden Abend eine spezielle Teepatrouille ab. Manchmal hatten wir sogar Rotwein drin, was aber nicht offiziell war. Diese Abendstunden waren oft sehr gemütlich. Darin erreichte uns kein anderer Posten. —

In der Regel werden die Schildwachen in drei oder vier Ablösungen eingeteilt, so daß man nach zwei Stunden Stehens vier beziehungsweise sechs Stunden Ruhe hat. Wir leisteten uns hier oben fünf Ablösungen und machten daneben die Patrouillen freiwillig. Zwei Stunden Schildwach des Tages

sind nicht lang, außer wenn's auf eine Mahlzeit zu geht. Dagegen des Nachts! Auf vom Strohsack aus der engen Reihe der Schlafenden, den Kaput zurechtgezogen und das Käppi aufgestülpt! Mißtrauisch schaut man auf die Uhr, ob's auch wirklich schon Zeit ist. Der am Tisch wachende Wachtkommandant-Stellvertreter drängt. Noch ein Schluck Tee vom heißen Ofen, dann packe ich mein Gewehr und stolpere hinaus in die bitterkalte Nacht und der Kamerad draußen kann in die Hütte hinein. Nach ein paar Schritten wird man warm und gelenkig, die Augen gehen auf und die aufmerksamen Ohren spüren die stille Nachtluft nach allen Richtungen aus.

Zwei Nachtstunden auf demselben Fleckchen Erde sind immer zu lang. Vielleicht gelingt es, eine Stunde mit unterhaltenden Gedanken auszufüllen. Setz besuche das Haus in Basel oder die Straßen von München mit meinen Kollegen, den Abenden auf der Bude oder im Kaffeehaus. Zwischenhinein wird wieder die Luft auf verdächtige Geräusche geprüft. Dann kommen die Zukunftspläne an die Reihe, schöne Arbeiten werden liebevoll ausgedacht, alle Genüsse des Zivillebens in Gedanken ausgekostet. Man entwirft einen Brief für den folgenden Tag und knüpft unterbrochene Beziehungen mit Freunden und Kollegen an. Die Phantasie ist stark und der Geist genügsam im Dienst. Aber die schönsten Gegenstände sind nach der ersten Stunde erschöpft, alle Täuschungsversuche mißlingen: Die Sache wird öd, der Kopf müde, die Füße kalt. Nun bleibt nur noch das Hoffen auf das tröstliche Klirren der nahenden Ablösung.

Nun gab es freilich auf dem Punkt 510 auch wunderbare Nächte, die mit ihren Eindrücken schon zwei Schildwachstunden zu füllen vermochten: Hellen Mondschein auf der ganzen Höhe unseres Punktes, daß der Schnee zwischen den dunkeln Wäldern strahlte, oder wieder dunkel treibende Wolken, während fern und nah die Leuchtkugeln aufstiegen wie Raketen, in blendend weißem Lichte mehr als eine Minute lang flackernd in der Luft schwebten und ihr Licht bis an unsern Waldrand hinaufwarfen, begleitet von verstärktem Gewehrfeuer. Etwa mal wachten plötzlich die Geschütze auf im Largetal drunten oder fern am Hartmannsweilerkopf und dumpfe Schüsse oder schütterndes Rollen beunruhigten die Nacht. Einmal sah ich eine Feuerfäule in den Bogenen oben; ihr flackernder Schein leuchtete über eine große Schneefläche zwischen zwei runden Kuppen. Der Beobachter auf dem Turm schloß aus der Richtung auf eine bekannte Fliegerunterkunft.

Ich erinnere mich besonders an eine Nacht. Nach Einbruch der Dunkelheit erhoben sich leichte Nebel aus Wiesen und Wäldern, in der Richtung von Sept knallten unruhig die Gewehrschüsse. Die trübrote Farbe des Horizonts über den Hügeln von Bisel meldete den Aufgang des Mondes. Langsam stieg er durch die Nebelschleier, immer mehr überwand sein weißes Licht die feuchten Farben der Dämmerung. Jetzt stand er schon ansehnlich über den dunstigen Wäldern, von einem weiten, mehrfachen Lichtkreis umgeben, in der Nebelluft schwimmend wie ein märchenhaftes Licht über einer nordischen Landschaft. Ein Hund bellte wütend von Bonsol her, vielleicht in einem Hof an der Grenze. Ein Tier schrie unheimlich in den Wäldern von Pfetterhausen; ich wußte nicht, war's ein Fuchs oder ein Nachtvogel. Doch unbekümmert um alles stiegen die grellen Leuchtkugeln auf, die das weiche Mondlicht beleidigten, und Gewehrschüsse knallten durch die Stille. Sinnlos wirkte das Feuerwerk der verbohrten Menschheit inmitten der feierlichen Größe der

Winternacht. Zu gleicher Zeit hatten die zwei Zollwächter im versteckten Hüttlein vorne eine endlose Diskussion voll heftiger Worte, ihrerseits unbekümmert um die Mondnacht und die nahen Leuchtkugeln der deutschen Feinde. — Allmählich drang das Mondlicht durch, die Flecken und Nebeldünste verschwanden vor seinem siegreichen Glanz, die Leuchtkugeln stellten ihre Arbeit ein und die Gewehrschüsse verstummten. Die Nachtkälte zog an und ich war froh, als mir die Glocke von Pfettershausen anzeigte, daß ich nach französischer Zeitrechnung in fünf Minuten abgelöst werde. Jene Tage zeichneten sich durch eine außerordentliche Kälte aus; trotz allem Stampfen und Laufen brachte man eiskalte Füße vom Schildwachstehen mit und ich konnte infolgedessen oft kaum mehr einschlafen in den kalten Schuhen.

Militärisch Bedeutendes bekamen wir nicht zu sehen während unseres Aufenthaltes hier oben. Von Zeit zu Zeit schoß eine der nahen französischen Batterien, die von unsern Beobachtern fast alle festgestellt werden konnten. Dann zitterte und wankte unser Häuschen von der Gewalt des Abschusses und wir sprangen alle hinaus. Zum ersten Male hörte ich das Heulen der Granate zwischen dem Abschuß und dem fern brummenden Einschlag: man glaubte förmlich den Weg zu sehen, den das Geschöß rollend und brausend durch die Lüfte nahm. Bei klarem Wetter tauchten die Flieger auf, manchmal in ganzen Geschwadern, eifrig verfolgt von den runden Schrapnellwölkchen. Vom Mannschaftsbeobachtungsturm konnten wir auch hinabschauen, doch kostete es viel Mühe, in dem kahlen, leeren Kriegsgebiet etwas Menschliches zu entdecken, während die Beobachter mit ihrem Fernrohr die einzelnen Soldaten unterscheiden konnten. Dafür hatten wir eine solche Aussicht hier oben bei klarem Winterwetter oder aufkommendem Föhn, daß man das Interesse am Kriegsschauplatz zu Gunsten seiner Landschaft ganz vergaß. Die Vogesen standen wie ein kahles, blaues, südliches Gebirge im Sonnenlicht und der ganze weite Raum der Rheinebene und des Sundgau bis zum Schwarzwald war erfüllt von blauem Himmel über einem sonnenbeglänzten Meer von Hügelwellen mit gelben oder weißen Wiesen und dunkelbraunen Wäldern. Glänzende Straßen verschwanden zwischen waldigen Kuppen, Kirchtürme, weiße einzelne Häuser leuchteten dazwischen auf. Es war der Blick von einem Berg auf den Sommermorgen über einem weiten fremden Land. Nur wer es wußte und seine Augen darauf einstellte, erkannte die seltsamen dunkeln Linien der Schützengräben auf durchwühlten braunen Äckern, die Löcher und Erdwälle der Stellungen von Pfettershausen. Dabei war das ganze Land da vor uns aufs Äußerste organisiert, Batterien steckten in den Wäldern, Drahthindernisse liefen über die Felder. Jenes Haus war eine Ruine, um jene friedliche Waldwiese brannte der heftigste Kampf, vor den Waldrändern der Höhe des Dorfes Wisel schlug plötzlich wie eine mächtige weiße Fontäne eine französische Granate ein. Langsam verzog sich der Rauch über den Bäumen; wir sahen weder Ursache noch Wirkung des Schusses, nur den Frieden und die Ruhe dieser Kriegslandschaft.

Ende November wurden wir abgelöst, um in Beurnevésin drunten die Ortswache zu übernehmen. Es war ein harter Abschied von unserer freien Höhe und von dem gemütlichen Bretterhaus. Als wir wieder im Loch drunten saßen, im dunkeln Winkel der Ortswache, hatten wir alle ein richtiges Heimweh nach unserm Punkt 510. Ich saß in der Bauernstube und zeichnete

geduldig für jeden der Kameraden ein kleines Farbstiftbildchen vom Posten mit Wachtstätte und „Starenhäuschen“ als Erinnerung.

Am Montag drauf bezog der Hauptteil unseres Zuges unter einem Oberleutnant den Posten an der Straße nach Réchésy, der Rest stellte einen Unteroffiziersposten links davon. Ich war diesmal beim Gros. Unter unserm unternehmungslustigen Kommandanten war's mit dem ruhigen Leben vorbei; da herrschte ein beständiger Betrieb, Steine wurden geschleppt, die Umgebung der Hütte verbessert, Mühleräder klapperten und trieben einen hölzernen Hampelmann auf dem Dach, der ständig grüßte. Die Schildwachen, Ruhestunden und Patrouillen waren nach genauem Plane eingeteilt. Besonders mühsam war das Wasserschleppen auf dem Staffelpfad zur Höhe des Nachbarpostens. Das Wetter war diesmal meist abscheulich, erst zum Schluß gab's wieder Schnee. Die Hütte mit einer schlechten Einteilung war wenig gemütlich, man schlief in zwei Brittschen übereinander und aß an einem langen, schlecht beleuchteten Tisch und war beim Schreiben oder Lesen beständig geplagt vom Wachtmeister, der „Saisonarbeiter“ suchte und von Kameraden, die ihre Affen von den Planken herunterturtelten.

Die Lage des Postens in einem sackartigen Tälchen hatte etwas Trübseliges, nur nach Frankreich hin öffnete sich ein Stücklein blauer Ferne und erschien etwa eine farbige Wolke. Unser Doppelposten stand bei einem französischen Café de la frontière. Es war eine recht langweilige Schildwache, wo die Bewachung eines wohlgefüllten Spezereimagazins auf Schweizerboden und die französischen Soldaten, die etwa die Wirtschaft besuchten, die einzige Sensation bildeten. Wir entschädigten uns durch reichliche Unterhaltungen aus unsern Lebensläufen, durch Erörterung philosophischer Systeme und durch Mißhandlung unserer Schilderhäuschen.

Am liebsten machte ich auch hier die Patrouillen. Eine solche umfaßte jedesmal den ganzen Abschnitt zwischen den Nachbarposten rechts und links und dauerte gegen zwei Stunden. So kamen wir wieder nach dem Punkt 510 und seinem interessanten Grenzabschnitt und in meiner Erinnerung sind denn auch die Patrouillengänge von beiden Posten zusammen in eins übergegangen. Mit der Zeit lernte man fast jeden Baum und jeden Dreckgraben dort oben kennen. Vom Punkt 510 aus überschritt man zuerst das freie Feld bis zur Einmündung von Drahtzaun und Grenze in den Wald. Dort hatten die Franzosen in den hohen Föhren des Waldrandes einen Artilleriebeobachtungsposten eingebaut; man sah hie und da zwei eisenblaue Leute droben beobachten. Unten dran, keine zwanzig Meter jenseits der Grenze, stand eine größere Unterkunftshütte. Allem Anschein nach steckte irgendwo im Walde eine Batterie. Sie war früher gerade an der Grenze aufgestellt, an einem lichten Waldausblick, von wo man das Kriegsgelände in idealer Weise übersehen konnte. Jedesmal, wenn wir hier vorbeikamen, genossen wir diese schöne Aussicht; ein Stück Sundgau von riesiger Ferne, im Vordergrund ein paar der charakteristischen runden Weiher der Gegend inmitten glatter Felder, die mit Stacheldrahtlinien durchzogen waren. An klaren Tagen sah man am Horizont den Kaiserstuhl auftauchen. Durch die hohen Buchen trat uns bald ein frischer sonniger Morgen entgegen, bald ein düsterer Abend, bald auch nur das hellere Stück Himmel inmitten einer finstern Nacht, während die Leuchtkugeln aufglommen. Zugedeckte Geschützstellungen und zerfallene Unterschlupfe zeigten die ehemalige Batteriestellung an, von der uns nur ge-

rade der Grenzzaun trennte. Als die Deutschen diese Batterie seinerzeit unter Feuer nahmen, fuhren auch Granaten auf schweizerisches Gebiet. Im Walde konnte man noch ein Granatloch und die abgeschlagenen Baumstämme sehen; wir bezogen unsern Holzbedarf von hierher.

Von hier aus lief die Grenze im Winkel durch den Wald hinunter, am Dreiländerstein vorbei bis zur Straße nach Réchésy. Zahlreiche Reifighüttlein der französischen Zollwächter begleiteten sie. Wir grüßten diese als Kameraden, unterhielten uns oft mit ihnen und gaben von unsern Stümpfen und Zigaretten ab. Es waren meist Südfranzosen aus Marseille, Bayonne usw. Mit einem konnten wir's besonders gut, einem schönen schwarzhaarigen Mann aus den Pyrenäen. Wir nannten ihn Tartarin, hatten oft lange Gespräche mit ihm über den endlosen, traurigen Krieg und fanden da die ziemlich freien und oppositionellen Ansichten des Südfranzosen vor. „Ah c'est une vie de martyre pour nous“ klagten die Männer des Midi über die Kälte und Nässe im Wald von Réchésy. „Vous, vous avez eu de la chance!“ hieß es etwa neidisch, und sie wollten gar nicht glauben, daß so junge Soldaten unter uns seien.

Die Patrouillen durch diesen Wald waren oft die schönsten Spaziergänge, so bei Sonnenschein und Rauhreif. Dann schlenderte man zu zweit oder dritt behaglich auf dem gewundenen Weglein dahin, das Gewehr quer übergehängt, die Hände in den unergründlichen Kaputtaschen. Nachts war es auch nicht übel, so lange wenigstens heller Schnee lag oder der Mond schien. Als später aber der Schnee verschwand, die Nächte stockdunkel wurden und der Regen alle Wege aufweichte, da wurde das Patrouillengehen ein bitterer Dienst. Am schlimmsten habe ich eine solche zwischen zwei und vier Uhr in einer der letzten Nächte in Erinnerung. Ich ging zusammen mit einem Kameraden, ohne Laterne. Es war wirklich stockfinster, wir tappten einer hinter dem andern her, oft ohne uns zu sehen. Da mußten die Fußsohlen den Boden ausspüren, die Wege ahnen und unglaublichen Drecklöchern ausweichen lernen. Man mußte die Baumstämme durch das Dunkel fühlen und rannte doch noch an manchen an. Das Gedächtnis und der Ortsinn bauten sich das Bild des altbekannten Weges auf inmitten des unsichtbaren Chaos. Es war ein raubtierartiger Genuß, der einen ganz vergessen ließ, wie naß und dreckig man dabei wurde. Manchmal wurde das Dunkel lockerer und man erkannte irgend einen umgelegten Baum, eine weiße Marke in einer Rinde wieder oder sah ein Leuchtfeuer aufglimmen. Dann plötzlich drang wieder dicker, nasser Nebel vor und wir stapften wie in einer fremden Welt und Zeit scheinbar endlos voran, nur von unserm Spürsinn geleitet. Ab und zu fing das Ohr in der dichten Luft ein verdächtiges Geräusch auf und wir standen lauschend still. Als die Stelle erreicht war, wo die französischen Grenzwächter eine größere Blockhütte gebaut hatten, tönte uns ein gedämpftes, heiseres „Halte-là“ entgegen. „Patrouille suisse“ war unser Gegenruf und wir arbeiteten uns weiter durch die Nacht hindurch. Ein Lichtschein tauchte auf, unter der offenen Tür stand ein Soldat und wir wechselten ein „sale temps“ und „ma foi oui“. — Es war eine Erlösung, als wir aus dem Wald herausstraten und über das freie Feld dem Punkt 510 zumarschieren konnten. Am Rückweg wiederholte sich die Arbeit, nur das letzte Stück erleichterte uns milderweise ein einsetzender Schneefall. Wir waren naß und

bis über die Hüften voll Dreck, und doch gelang es mir noch, ins Stroh zu einem kurzen Schlaf zu kriechen.

Diese Patrouillengänge waren für mich eigentlich die militärisch interessanteste unserer Grenzschutzaufgaben. Erreicht haben wir ja allerdings nie etwas Tatsächliches damit; es waren auch mehr bloße Kontroll- und Verbindungsmaßnahmen. Sogar speziell veranstaltete Schmugglerjagden, wobei romantisch veranlagte Füsilierstundenlang im dunkeln Wald auf der Lauer lagen, blieben ohne Erfolg. Einzig ein besonderer Räuber unter uns, zusammen mit einem gefügigen Rekruten, brachte es einmal im Wald zu einer Beschießung — es waren die durch die Stämme schimmernden Lichter von Beurnevésin.

An einem föhnigen Sturmtag erstieg ich auf unserm Nachbarposten zur Linken die Beobachtungsleiter in einer Föhre dicht neben dem großen Turm. Von dem schwankenden Sitz aus hatte ich einen Blick von ganz ungeahnter Übersicht. Wie eine Halbinsel streckte sich die Ajoie hinaus, den Rücken an den dunkelblauen Jura angelehnt, eine ganze Kette bewaldeter Hügel als Grenze vorschubend; in den Bäumen des einen davon saß ich, über den Wipfeln des Nachbarn schwankte der wohlbekannte Turm des Punktes 510 heftig im Winde. Weiter drüben stieg der Höhenrücken von Marmouille auf, anschließend der Glaserberg und die Hügel von Pfirt. Und vor diesen waldigen Bollwerken der Ajoie lag das bewegte Gelände des Sundgaus, zum Teil von Wolken verhängt wie die Bogesen. Ich konnte gerade auf das Vorgelände von Réchésy hinabsehen. Ein fahles großes Feld zog sich schräg hinauf gegen die Wälder, die den Rücken der französischen Stellungen bilden. Äcker in fahlbrauner Winterfarbe mit kleinen Wassertümpeln, vom Wind gefegt, trostlos wie ein Stück Industrieland. Auf derselben Höhe wie Réchésy erschien



ein Dorf vom selben kühlen französischen Charakter, vielleicht Suarce. Eine Straße durchschnitt das Feld, auf dem irgendwo ein großer Lichtmast stand, schräg zu ihr liefen Drahthindernisse. Sonst sah man dieser Gegend ihre Bedeutung als Kriegsschauplatz in keiner Weise an. Der Krieg schien hier das Leben vertrieben und diese Felder noch kahler als sonst gemacht zu haben. Als einige Zeit später Pfettershausen geräumt wurde und Réchésy seine Granaten abbekam, da sah es hier gewiß bewegter aus. Die zunächst an der Straße nach Beurnevésin gelegenen Steinbrüche dienten damals der bedrohten Bevölkerung als Zuflucht. Diese Zeit haben wir aber nicht mehr an der Grenze mitgemacht. —

Wenige Tage darauf wurde unser Regiment von der Grenze zurückgezogen. Am 16. Dezember marschierten wir von Beurnevésin ab bis Courgenay und von dort am nächsten Tag über den Jura in Delsberger Tal. Bei Cornol traten wir in die enge Jurakluse ein und marschierten nun auf der gewundenen Straße zwischen schneebedeckten Matten und grauen Jurafelsen zum Übergang von la Caquerelle hinauf. Es war ein feiner Anblick, die ganze Brigade mit ihren Stäben und Mitrailleurabteilungen in langer Kolonne, im Schutze der befestigten Juragräte, von denen die Schildwachen herabschauten. Man fühlte mit einem Mal wieder richtigen Schweizerboden unter sich und ringsum ein kleines Abbild der Berge. Noch einmal konnten wir hinüberschauen nach den weißen Vogesen und dem Sundgau, der gerade in der Sonne lag, dann bogen wir zum Paß der Caquerelle und richteten den Blick auf die unendlich wogenden Jurahöhen und Täler, die uns aufnehmen sollten. Von da an lag die Ajoie für uns hinter doppelten Jurariegeln, und der Weg zu ihr war uns gesperrt durch die Bergfestung von les Ordon.

Beim weißen Flattervolke. *)

Links und rechts neben der Landstraße liegen zwei große Äcker, am sonnigen Abhange ein in voller Blüte befindlicher Klee- und gegenüber ein Rohlfacker.

*) Aus: Joh. W. R. Kamscheyer. Vom Leben, Lieben und Leiden unserer Tierwelt. Nach eigenen Beobachtungen für die reifere Jugend erzählt. Mit 42 Abbildungen von Rudolf Mürger. Gebunden Fr. 3.—. Verlag von A. Franke, Bern.

Mit einer Fülle neuer Beobachtungen aus dem Tierleben erfreut Kamscheyer wieder seine jungen und alten Leser. Diesmal erzählt er uns nicht nur von seinen „gefiederten Freunden“, der buntfarbigen Vogelwelt, — auch Vierfüßler, Insekten und Schlangen müssen hervor aus ihren Schlupfwinkeln und es sich gefallen lassen, in ihren geheimsten Lebensregungen belauscht zu werden.

Man muß immer von neuem staunen, wie es dem scharfsägigen Verfasser gelingt, durch Geduld, Anpassungsvermögen und Kenntnis ihrer Gewohnheiten auch den scheuesten Tieren nahezu kommen und uns ihr Tun und Treiben zu offenbaren. Wer mit Kamscheyers Augen sehen lernt, hat das Gefühl, von der unverständenen Außenseite der Natur in deren Inneres getreten zu sein. Wir erkennen ein Eigenleben, von dessen Existenz wir vorher keine Ahnung hatten. Wo wir bisher achtlos vorübergingen, werden wir zu Zeugen von Taten rührender Mutterliebe, von List, Kampf und Verfolgung, manchmal atemlos, mit klopfendem Herzen. Denn Kamscheyer kann nicht nur beobachten, sondern auch das Gesehene lebendig wiedergeben wie Wenige.

Mit viel Kunst und Liebe hat Rudolf Mürger sich in seine Aufgabe, das Wort durch künstlerische, naturgetreue Bilder zu illustrieren, vertieft.